

Mota Saheb.

Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Fortsetzung

„Ganz richtig, Nurali, so ist es auch hier mit den Büchern. Einige, die hohen und dünnen, stellen die Kamele dar; die großen, dicken die Elefanten, einige die Pferde, andere die Ochsen, einige die Schafe, andere die Ziegen; einige die Affen, andere die Papageien. Wie man nun die Tiere nach ihrer Art, Größe und Farbe unterscheiden kann und sie demnach auch zusammen tut, so kann man auch diese Bücher durch ihre Größe, ihren Einband und ihre Farbe leicht unterscheiden und muß sie dann auch zusammenstellen, wie sie zu einander gehören, jedes zu seiner Art, zu seiner Kaste. — Nun schau dir einmal deine Zusammenstellung an: da steht ja hier unten ein Kamel zwischen den Elefanten; hier stehen ein paar Ochsen bei den Schafen — du kannst es ja an den Einbänden sehen —, und da sind einige Affen unter die Papageien geraten! Siehe, die gehören dahin, und das und dies müssen dorthin. So, jetzt sind alle geordnet!“

Nurali schmunzelte vergnügt. Er hatte es erfaßt.

„Weiter, Nurali, — können die Tiere und wir Menschen auf dem Kopfe gehen und stehen?“

„Nein, nein, Durchlaucht, das geht nicht dafür haben wir die Füße.“

„Ausgezeichnet, Nurali, — was nun bei uns der Kopf ist, das ist bei den Büchern der obere Teil, wo die goldene Schrift oben am Rücken derselben steht; das ist nämlich das eigentümliche bei den Büchern: sie haben ihr Gesicht hinten, während wir es vorn haben!“

Ein freudiges Licht der Erkenntnis glänzte auf Nuralis braunem Antlitz, und im Nu hatte er die auf dem Kopfe stehenden Bücher mit dem Titel richtig nach oben gestellt.

„So, Nurali“, sagte ich belobigend, „jetzt ist alles in Ordnung. Willst du dir das nun fürs nächste Mal merken?“

„Ja, Sahab!“ beteuerte er befriedigt.

Ob schon die Bänke in der Kirche schon am Samstag genügend abgestaubt wurden, machte sich Nurali am Sonntag vor dem Gottesdienste gerne wichtig und fuhr mit seinem Turban noch einmal über die Bänke hin, wenn schon Leute in der Kirche waren. Davon war er bald kuriert, indem ich ihm sagte: „Nurali, sei doch geschäftig! Du machst dich ja selber schlecht! Müssen sich denn die Leute nicht selber sagen: Nurali ist ein Faulenzer. Er hat gestern seine Pflicht nicht getan?“

„Das ist aber auch wahr, Sahab“, entgegnete er betroffen.

Nurali als Mussaul

Wozu kein Hindu-Kastenmann sich jemals herbeigelassen hätte, dazu verstand sich Nurali ohne die geringste Schwierigkeit: — zum Lampenputzen.

Viel Arbeit war mit diesem Amte nicht verbunden. Meine Zimmerlampe mußte täglich und die Lampen in der Kirche einmal in der Woche gepußt werden. Zu dieser Arbeit aber nahm sich Nurali reichlich seine Zeit. Mit aller Gemütlichkeit hochte er dann nach Indierart zusammengeklappt wie ein Taschenmesser auf der Veranda vor der Lampe und bediente sie.

Ich habe mich oft gewundert, wie lange die Indier in dieser hochenden Stellung beim Arbeiten und Unterhalten verharren können. Es scheint sie aber gar nicht zu ermüden, im Gegenteil ihnen sogar angenehm zu sein. Offenbar hat die Natur ihnen auch zu diesem Zwecke flache Waden und Oberschenkel gegeben, denn nur dadurch wird es möglich, die Oberschenkel so fest auf die Unterschenkel zu klappen, daß das Gefäß die Fersen berührt und die Knie in die Achselhöhle hinaufreichen. Uns Europäern will das nicht gelingen. Ich habe ein paar Mal — natürlich bei verschlossenen Türen — diese Sitzstellung versucht, bin aber dabei immer auf den Rücken gefallen. Vielleicht haben andere mehr Glück. Ich bezweifle es aber sehr.

Nurali setzte nun bei seinem Pußverfahren ganz besonders den Zylindern zu. Die meisten von ihnen hielten aber solche Reibereien nicht aus. — Bittere Erfahrungen brachten jedoch den allzu strammen Mussaul zu besserer Einsicht und zu mehr rücksichtsvoller Behandlung.

Nun wollte einmal die vorzüglich gepußte Lampe doch nicht brennen. Die Ursache war bald entdeckt. Der Docht war so kurz geworden, daß er das Petroleum nicht berühren konnte. Das hatte Nurali nicht gemerkt. — Ein anderes Mal brannte die Lampe wieder nicht. Der Docht war lang genug, und die Kugel war gut gefüllt. Aber das Petroleum kam mir merkwürdig hell vor. Ich rief Nurali herbei. Befragt, was für ein Öl er benützt habe, antwortete er verschämt lächelnd: „Das gewöhnliche Öl, Sahab, aber es war zu wenig und da hab ich ganz reines Wasser dazugetan.“

„Aber, Nurali, wie kamst du denn auf diese Idee? Hast du denn jemals Wasser brennen sehen?“

„Nein, Sahib, aber ich meinte, das Öl sei noch stark genug!“

Großartig! — War ich da nicht wirklich beneidenswert, in Nurali einen solchen pfiffigen Lampenputzer zu haben?

Nurali als Mali

Die Arbeit des Mali bestand darin, täglich die Topfpflanzen und die Oleandersträucher vor der Kirche zu bewässern und dieselben, wie auch den Boden um die Bäume herum, von Unkraut rein zu halten. — Für diese Beschäftigung hatte Nurali eine ganz besondere Vorliebe. Erinnerte sie ihn doch, in etwa wenigstens, an seine frühere Tätigkeit als kleiner Landwirt daheim.

Wie er nun in der hochenden Stellung andächtig die Unkrautpflänzchen ausriß, die Erde von ihren Wurzeln abschüttelte und dieselben zu einem Häufchen neben sich legte, die Bierpflanzen von etwaigen abgestorbenen Blättern befreite, die Erde im Topfe wieder auflockerte, und so gemächlich von einem Topf zum andern rutschte, schienen seine Gedanken unwillkürlich zu seinem Heimatdorf in Bhopal zu wandern, wo an der einen Ecke eines kleinen Grundstücks seine ärmliche Hütte steht. Dort sieht er sein sorgenvolles Weib eifrig beschäftigt und seine kleinen Rangen lustig herumspringen, während er, ihr Vater, in der Fremde den nötigen Unterhalt für sie verdienen muß. Denn der Erlös aus dem einen Felde genügt nicht, um, wie er sagt, „so viele Mägen zu füllen“. So weilt sein Herz, besonders während dieser ruhigen Arbeit, gerne bei den lieben Seinen, und eine beseligende Stimmung stiller Zufriedenheit ergreift ihn. Könnte er seinen Gefühlen poetischen Ausdruck verleihen, so würde er sicher beglückt vor sich hinsagen:

„Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!

Gibt Gott mir nur gesundes Blut,

So hab' ich frohen Sinn.“

Nur würde ihm das Wort vom „frohen Sinn“ nicht so recht frisch von der Leber kommen, vielmehr ein sehr starker Wunsch sich seiner bemächtigen, der Wunsch nämlich: „Gäh! Gott mir auch das nötige Geld, um meine drückenden Schulden zu bezahlen! Ja! — dann wäre ich wirklich von Herzen froh.“

Er mußte halt immer an den Mann denken, der ihn mit einem Schuldschein prellte und ihm mit Beschlagnahme seines Häuschens und Geldes drohte. Das war der unheimliche und herzlose Marvari oder Geldleiher, bei dem er, um seine

Hochzeit gebührend feiern zu können, hundert Rupien geliehen und für die doppelte Summe unterzeichnet hatte. Nun hatte er schon in all den Jahren mehr als die ganze Summe an Zinsen bezahlt. Aber statt abzunehmen, stieg wegen des hohen, über hundertprozentigen Zinsfußes seine Schuld immer mehr, da er die Zinsen nicht aufbringen konnte. So war er dem Wucherer einfachhin ausgeliefert.

Allein, im Gedanken, daß alles seine Zeit habe und daß fast alle kleinen Leute in derselben Lage seien wie er, ließ er sich nicht von diesen Sorgen niederdrücken. Er schlug sie vielmehr in den Wind und ließ sich seinen Reis und seine Zigarette nicht weniger gut schmecken. So pflegte er denn seine Pflanzen ruhig weiter und ließ sich wohl sein in der sonnigen Gegenwart.

Bei dieser aufmerksamen Pflege ließ es der gute Nurali aber nicht bewenden. Er wußte auch seine Pfleglinge gegen äußere Feinde zu schützen. Es kam zuweilen vor, daß unbewacht herumlaufende Esel, Kühe und Ziegen durch das offene Tor in den Hof hineinkamen und sich auch an die Sträucher wagten. Sobald Nurali das merkte, ließ er seinen ganzen Born gegen sie los, hegte den Hund auf sie, warf mit Steinen nach ihnen, lief mit einem Knüttel hinter ihnen her, und unter dem jammerbollen Jäh-Schuchzen der flüchtenden Esel sandte er ihnen eine prasselnde Latwine von Schimpfnamen und Flüchen nach: „Fort! hinaus! zur Hölle mit euch! ihr Mißgeburten unreiner Mütter, ihr Sprößlinge Satans, ihr Scheusale der Tierwelt, ihr unverschämten Greßjäger! Möge jedes Blatt, das ihr hier gefressen, ein böser Geist in eurem verdammten Magen sein“ usw.

Aber einmal auf der Straße draußen, fühlten sich die Einbringlinge sicher. Die Esel blieben stehen und schauten höhnisch nach ihrem ergrimmt Verfolger um, während die Ziegen, ihre kurzen Schwänzen wippend, weiterzogen, froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Kamen aber lose Kühe in den Hof, dann war Nurali besonders schnell und eifrig. Im Nu hatte er sie eingefangen und an einen Baum festgebunden. Dort blieben sie auch angebunden, bis die Eigentümer, die Gaulies, sich meldeten. Gegen Entrichtung einer Geldstrafe von einer Rupie, die Nurali als Batschisch einsteckte, erhielten diese dann ihre Kühe zurück. Durch solche Erfahrung belehrt, gaben sie in Zukunft besser auf ihr Vieh acht und hüteten sich, noch einmal in die Gewalt dieses strengen Malis zu fallen.

In all seinen Ämtern erwies sich Nurali als absolut zuverlässig. Nie hat er auch nur im geringsten das in ihn ge-

setzte Vertrauen mißbraucht. Er war wirklich ein „treuer Diener.“

Es tat mir deshalb sehr leid, als er eines Tages mit der schüchternen Bitte zu mir kam, ihn heimziehen zu lassen. Das war für mich ein harter Schlag. Wußte ich doch zu gut, was ich an ihm hatte und was ich in ihm verlor. Ich suchte ihn deshalb auch mit allen Bitten und Gründen umzustimmen. Allein, alles Bitten und Überreden, doch zu bleiben, nützte nichts. Er erwiderte nur mit Tränen in den Augen: „O Durchlaucht, laß mich gehen, — ich muß heim. Ich weiß es, Sie meinen es gut mit mir, — ich habe es gut bei Ihnen gehabt, und Sie haben mich gut bezahlt: — aber ich muß heim!“

So ließ ich ihn denn nach zweijähriger Dienstzeit mit vielem Dank, einem guten Zeugnis und einem fetten Barschisch heimziehen. Er war aber so vorsorglich gewesen, daß er mir statt seiner schon einen andern zuverlässigen Diener verschafft hatte, so daß ich in gar keine Verlegenheit geriet.

Dieser neue Diener, der Nuralis Posten übernahm, hieß Hira, auf deutsch: Edelstein. Vier Jahre lang, bis zu seiner Heirat, war er bei mir und hat seinem Namen alle Ehre gemacht.

Nur hatte er die Eigentümlichkeit, einen langen, tiefen Mittagsschlaf zu halten. Wenn er da einmal schlief, war er schwer wach zu kriegen. — Nun wollte ich mir in der Ferienzeit, im Mai, also im heißesten Monat des Jahres, mittags auch ein kleines Schlafzimmer gönnen. Um dann im heißen Schlafzimmer wenigstens ein bißchen Kühlung zu haben, hatte ich mir aus einer gefalteten dünnen Strohmatte einen Zimmerpunka, d. h. einen aufhängbaren, beweglichen Fächer gemacht, denselben mit einem kurzen Strick an einem Haken am Deckenbalken befestigt und die Leine zum Ziehen über ein Röllchen und durch ein Loch in der oberen Fenstereinfassung hinaus auf die Veranda geführt. Dort sollte nun Hira die Fächerleine ziehen und den Fächer über meinem Liegestuhl gut in Bewegung halten.

Ich freute mich schon auf den ersten Versuch. Der Apparat arbeitete vorzüglich. Das Röllchen war auch gut geschmiert so daß es kein Geräusch verursachte.

Zur bestimmten Zeit erschien Hira draußen auf der Veranda. Jetzt konnte die Geschichte losgehen. Ich streckte mich auf den Liegestuhl und rief dem Diener zu: „Hira, ziehe!“ Sofort setzte sich der Fächer in Bewegung und ging mit kräftigem Schwung über mir hin und her. Das war ja großartig! Oha, welche Labung! War auch die Luft im Zimmer heiß, so bewirkte doch die Bewegung des Fächers etwas Zugluft und wenigstens einige Kühlung.

Wahrlich, das tat dem erhitzten Körper wohl. Unwillkürlich sagte ich mir: Diese einfache und billige Wohltat hättest du aber schon lange haben können; warum hast du auch gar nicht eher daran gedacht?

Ich schloß die Augen, um allmählich einzuschlafen. Aber langsam, — es hatte nicht sollen sein! Auf einmal merkte ich, daß es wieder heiß war und die Kühlung aufhörte. Ich öffnete die Augen, schaute zum Fächer hinauf, und wahrhaftig, der stand still. Da hörte doch alles auf.

„Hira“, rief ich, „ziehe doch!“ — Keine Antwort.

„Hira, ziehe!“ — Nichts regte sich.

Rasch stand ich auf und ging ans Fenster. Und was mußte ich da sehen? — Da lag Hira, so lang er war, mit dem Rücken auf dem Verandaläuser in tiefem Schlaf, die linke Hand auf der Brust und in der neben ihm liegenden Rechten die Leine. Ich machte das Fenster auf und rief ihm mehrmals laut zu. Da fuhr er zusammen und sprang auf. Wie verlegen der arme Schelm war!

„Hira“, sagte ich, „schämst du dich nicht, deinen Sahib so im Stich zu lassen und dich dem Schläfe hinzugeben? Jetzt bleibe einmal stramm stehen und ziehe ordentlich. Nach einer Stunde kannst du auch dein Schläfchen machen!“

Verzeihung, Sahib“, stammelte er, „ich werde jetzt wach bleiben und gut ziehen.“

In der Hoffnung, daß jetzt alles gut gehen werde, legte ich mich wieder hin. Aber kaum war ich fünf Minuten auf dem Liegestuhl, da merkte ich, wie die Züge des Fächers unregelmäßig, dann schwächer und kürzer wurden. Noch ein paar Minuten, — und der Fächer rührte sich nicht mehr. „Was ist denn jetzt los?“ dachte ich und ging wieder ans Fenster. Richtig, Hira war wieder entschlummert. In der hockenden Stellung saß er mit dem Rücken gegen die Wand unter dem Fenster, sein linker Arm über den Knien liegend und darauf sein schlaftrunkenes Haupt gesenkt, und in der herabhängenden Rechten die Fächerleine.

„Hira“, rief ich ihn an, „stehe auf und gehe schlafen, du taugst nicht für diese Arbeit.“

„Ja, Sahib“, gestand er zerknirscht, nachdem er sich erhoben, „ich bin nichts für dieses Fächerziehen, mein Schlaf ist stärker als ich!“ — Damit schlich er beschämt von dannen.

Von da an bestellte ich mir für den einen Monat einen eigenen Punka-Kuli. Der aber schlief nicht und ließ mich schlafen. So mußte es ja auch sein.

Im übrigen stand Hiralı seinem Vorgänger Nurali kaum nach, und was dieser an Erfahrung, Klugheit und Bedächtigkeit ihm voraus hatte, das ersetzte Hira

wegen seiner Jugendlichkeit durch Gefügigkeit, Behendigkeit und Schaffenslust. — Mit beiden hatte ich Glück gehabt, denn beide verstanden es, in einer Person als Boh auch die Pflichten eines Hamal, Mussaul, Mali und Chupprassi zu erfüllen.

Mein Koch

In Europa besorgen das Kochen meistens die Frauen. Diese verstehen es auch am besten, denn sie haben ein eigenes natürliches Talent dafür.

In Indien liegt das Amt des Kochens in den Händen der Köche. Das Kochhandwerk ist dort ein ganz eigener Männerberuf, den meistens arme Goanesen, Madrassis und Mohammedaner ergreifen.

Wenn nun schon im allgemeinen die meiste Männertocherei nicht viel wert ist und sich mit den Leistungen der Köchinnen nicht messen kann, so gilt das noch viel mehr in Indien. Es ist deshalb schon ein besonderes Glück, einen einigermaßen erträglichen Koch zu bekommen, der einem wenigstens den Magen nicht ruiniert. Als Indier verstehen sich die dortigen Köche selbstverständlich am besten auf die indische Küche und sind deshalb leicht geneigt, die Speisen, speziell den Reis und Curry, so zuzubereiten und zu würzen, daß sie wohl einem Indier munden, aber für einen Europäer schier ungenießbar sind.

Für mich kam aber nur ein Koch in Betracht, der es verstand, auch für einen Europäer leidlich zu kochen. Einen solchen für eine einzelne Person zu gewinnen ist nicht so leicht, es sei denn, daß man ihn gut bezahlt. Die Köche suchen durchweg Stellung bei europäischen Familien, weil dort mehr für sie abfällt.

Nun hatte zwar mein Vorgänger schon vor meiner Ankunft einen neuen Koch für mich erworben. Den alten Koch, der lange bei ihm gewesen, hatte er vor dem neuen Sahab bange gemacht und ihm eine gute Stelle bei einer Familie verschafft. Der neue Madrassi-Koch verstand jedoch nicht viel vom Kochen, war sehr unreinlich und stahl wie ein Rabe.

Schon sein Äußeres war höchst unappetitlich. In seinem einfachen Küchenanzug, der nur aus einem dünnen, vor Jahren einmal weiß gewesenen Leibhemden und einer von Schmutz glänzenden Hose bestand, sah er aus, als ob er gerade die Maschinen einer großen Fabrik gereinigt und geschmiert hätte. Was mir aber besonders mißfiel, das war sein unsteter, ausweichender, unehrlicher Blick, der seinen ganzen Charakter verriet.

Obgleich meine Bedürfnisse sehr gering waren, — morgens eine Tasse Kaffee und

eine Schnitte trockenen Brotes, mittags ein Teller Suppe, ein Stückchen Fleisch mit zwei oder drei Kartoffeln und etwas Gemüse, ein wenig Reis und eine oder zwei Bananen, und abends eine Tasse Tee, ein Stück Brot und etwas Bratkartoffeln —, so legte mir der gerissene Küchenmeister stets abends doch eine Rechnung für die Tagesauslagen vor, von denen eine kleine Familie hätte leben können. Als ich ihm das sagte: „Bastian, du hast doch gesehen, wie wenig ich esse, und das Wenige soll so viel kosten? — Das ist ja unmöglich. Wo ist nun alles hingekommen, was du für nahezu zwei Rupien gekauft hast? Ich habe nicht die Hälfte davon gesehen“, da zog Bastian die Schultern in die Höhe und schaute verlegen umher.

„Siehe, Bastian, ich verbrauche für höchstens zwei Annas (-20 Pfennig) Fleisch, — und du hast sechs Annas angeschrieben.“

„Ja, Sahab“, erwiderte er dreist, „da waren auch gute Suppenknochen dabei.“

„Aber ich brauche nicht mehr als für eineinhalb Annas Kartoffeln, — und du verlangst vier Annas.“

„Ja, Sahab, die sind hier auch teuer.“

„Und die zwei Bananen kosten doch nicht mehr als einen Anna, — und du schreibst drei.“

„Ja, Sahab, ich habe auch die beste Sorte gekauft.“

„Und die Handvoll Reis kostet keine dreieinhalb Annas, sondern höchstens ein und einen halben.“

„Ja, Sahab, das war auch feinstes Tafelreis.“

„Für jetzt genug, Bastian, morgen früh geht Nurali mit dir zum Bazar und wird in deiner Gegenwart das Nötige für die Küche einkaufen. Dann wirst du mit eigenen Augen sehen, wie es mit deiner Ehrlichkeit steht.“

Ich rief Nurali herauf und las ihm die Rechnung des Koches vor. Er war ganz entrüstet und sagte: „Wie kann ein Christ seinen Padre-Sahab so betrügen?“ Dann gab er mir die Preise für die einzelnen Sachen an und wie hoch ungefähr die Auslagen für eine einzelne Person kämen. Daraufhin bat ich ihn, am folgenden Morgen mit dem Koch zum Bazar zu gehen und selber die Einkäufe zu machen.

So geschah es. Als beide zurückkamen, sah ich mir die gekauften Sachen an. Es war reichlich.

„Und was kostet das alles?“ — „Dreizehn Annas, Sahab“, antwortete Nurali. — Bastian stand gesenkten Hauptes wie versteinert da und schwieg. Er war unwiderleglich überführt.

„Nun, Bastian“, sagte ich, „siehst du

den Unterschied? Du hast also gestern ein gutes Geschäft gemacht und hast vielleicht gemeint, das gehe so weiter. Ob du nun die eine Rupie eingesteckt oder die Hälfte des Eingekauften deiner Familie zugeführt hast, diese Rupie wird dir vom Lohne abgezogen werden. Sei also ehrlich und kaufe immer ein, wie es heute gesehen ist, dann wirst du am besten fahren."

"Aber, Sahib", entgegnete er, "dann muß ich mich ja vor den andern Köchen im Bazar schämen, die alle mehr einkaufen und auch von ihren Einkäufen Kommission nehmen; wie kann ich da bestehen?"

"Sei vernünftig, Bastian, — wer ehrlich ist, braucht sich nicht zu schämen. Aber zu seinem Lohn sich obendrein noch fürs Einkaufsen bezahlt machen, das ist Diebstahl und Sünde. Und wie soll ich als armer Missionspriester, der keine Einkünfte hat und von Almosen lebt, bestehen können, wenn ich zu deinem guten Lohn auch noch deine Familie ernähren soll? Das wäre eine schöne Geschichte. Ich werde dir schon helfen, soviel ich kann; aber du mußt in allem ehrlich sein, sonst kann ich dich nicht gebrauchen, verstanden?"

"Ja, Swami (d. h. Vater)", knurrte er und ging mit langem Gesicht von dannen.

Als ich nach einigen Tagen im Vorratsschrank im Speisezimmer unten nachsah, merkte ich, daß es auch hier nicht mit rechten Dingen zuging. Ich rief Bastian herein und sagte ihm: "Bastian, du weißt, ich habe dir vor kaum einer Woche volle Büchsen übergeben, nicht wahr?"

"Ja, Swami."

"Schau hier, Bastian, diese große Mehlbüchse ist schon beinahe leer; wo ist all das Mehl hingekommen?"

"Ja, Sahib, ich hatte die Büchse in der Küche, und da ist mir Wasser hineingekommen, und das meiste Mehl wurde schlecht, und das habe ich schnell entfernt."

"Und hier die Kaffeebüchse, — auch beinahe leer. Damit kam ich doch sonst einen Monat aus. Wie kommt das, Bastian?"

"Ja, Swami, da fand ich viele schlechte Bohnen drin, und die habe ich weggeworfen."

"So? — die waren doch sonst immer gut. — Und wo ist all der Zucker hin? Die Büchse ist auch fast leer!"

"Ja, Sahib, da waren schwarze Ameisen hineingeraten, deshalb nahm ich den oberen Teil heraus, und das andere brauchte ich für Pudding."

"So? Bastian, das verstehe ich aber nicht. Der eine kleine Pudding, den du gemacht hast, wäre dann ja so verzuckert gewesen, daß ich ihn nicht hätte genießen können. — Und, was sehe ich, Bastian, dieses Brot, das doch heute erst kam und

von dem ich eine Schnitte genommen, auch schon halb aufgebraucht?"

"Ja, Swami, da ist eine Maus dran gewesen hat viel gefressen, und da habe ich den ganzen Teil heruntergeschnitten."

So hatte Bastian für jedes Töpfchen ein Deckelchen, für jedes Loch einen Knopf, für jede Frage eine Erklärung.

Schließlich sagte ich ihm: "Weißt du was, Bastiano, — um die Sachen hier gegen alle Gefahren besser zu schützen, werde ich diesen Schrank verschließen, und wenn du etwas daraus nötig hast, dann brauchst du es nur zu sagen, und ich werde es dir geben. So wird es wohl am besten sein, meinst du nicht?"

"Du mußt es wissen, Swami", kam die verständnisvolle, aber kleinlaut Antwort.

Von da an erfreuten sich Mehl, Kaffee und Konsorten eines viel längeren Daseins, und Don Bastiano wußte wohl am besten, warum.

Eines Nachmittags nach der Schule ging ich auch einmal zur Werkstatt Bastians, zur Küche. Er hatte gerade seine Füße in einem Kochtopfe gewaschen und war jetzt daran, mit einem Küchenmesser eine mächtige Eidechse auszuweiden.

"Bastian", fragte ich, "was machst du da? So was ziemt sich aber nicht in einer Sahibsküche!"

"Oh, Swami", sagte er gelassen, "es macht nichts, es wird ja alles wieder gereinigt."

"Was willst du denn mit der Eidechse machen?"

"Oh, Swami, die brate ich für mich und Nurali, — schmeckt sehr lecker, Sahib."

"Untersteh dich aber nicht, sie in meiner Pfanne zu braten, sonst geht's dir schlecht, verstehst du? Ich werde aufpassen."

"Gut, Swami, ich werde sie heute abend zu Hause braten. Nurali geht mit!"

Und wie sah es in der Küche aus! Welch ein Durcheinander! Welch ein Schmutz! — Auf dem Boden lagen Löffel, Gabeln und Deckel umher und standen einige Töpfe. Auf dem Küchentische sah es grausig aus. Er war teilweise mit Asche bestreut, weil Bastian wahrscheinlich zu stark ins offene Herdfeuer geblasen hatte, so daß die Asche herumflog; teilweise war er ruhig von den Kochtöpfen, die ihr Merkmal zurückgelassen hatten. Zudem hatten ihm Fett und Schmutz eine unheimliche Farbe verliehen. — Und auf diesem Tisch wurde Fleisch verarbeitet und Gemüse zerschnitten, wurden Zwiebeln gehackt und Teigspeisen hergerichtet, — alles für den Sahib, und wie appetitlich! Da war es sicher zu empfehlen, beim Essen ja nicht an die Küche zu denken.

(Fortsetzung folgt.)